

HANS MAIER · MÜNCHEN

FRIEDRICH GEORG FRIEDMANN

*Ein Gruß zum neunzigsten Geburtstag am 14. März 2002*

Als ich 1962 aus Freiburg nach München kam, war Friedrich Georg Friedmann einer der ersten Universitätskollegen, die ich kennenlernte. Gemeinsam kümmerten wir uns in der «Senatskommission für Auslands- und Ausländerstudium» um deutsche Studenten, die ins Ausland wollten, und um Ausländer, die in München studierten. Beide vertraten wir «neue Fächer»: Friedmann Nordamerikanische Kulturgeschichte, ich Politische Wissenschaft. So ergaben sich fast von selbst Gemeinsamkeiten in den Feldern Zeitgeschichte, Erziehung, Politik. Bei der denkwürdigen Ringvorlesung «Die deutsche Universität im Dritten Reich» im Wintersemester 1965/66 sprach Friedmann über «Auswanderung und Rückkehr – Gedanken zur nationalsozialistischen Universität». Es war wohl sein erster in Deutschland vorgetragener autobiographischer Text. In einer kleinen Gruppe katholischer Hochschullehrer diskutierten wir über Americana, Soziologisches, die politischen Ereignisse – und auch schon, wenn auch mehr am Rande, über jüdisch-christliche Fragen. Friedmann, gute zwanzig Jahre älter als ich, erschien mir leicht und locker, er war kein feierlicher steifer Professor, manchmal wirkte er amerikanisch unbekümmert, manchmal blitzten Ironie und Selbstironie aus seinen Worten. Er war ein Mann des Gesprächs, er suchte den Kontakt mit Studenten und Kollegen. Aber er drängte sich nirgends auf. Sein Charme, sein Lächeln, seine Offenheit war gepaart mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung gegenüber dem Gesprächspartner – das machte jede Begegnung mit ihm und seiner Frau in der bescheidenen Professorenwohnung in der Studentenstadt Freimann zu etwas Besonderem, das lange nachwirkte.

Allmählich trat seine Biographie, sein Lebensschicksal in den Blick. In jener Ringvorlesung hatte er von vier bestimmenden Einflüssen in seinem Leben gesprochen: der jüdischen Abstammung, der benediktinischen Erziehung, dem Erlebnis Amerikas und der Begegnung mit der Welt der süditalienischen Bauern. Für die Jahre nach 1979, nach der Emeritierung, muss man wohl noch anderes hinzufügen: die Reflexion über die jüdische Existenz und die Auseinandersetzung mit dem Christentum. Beide Themen bilden den Inhalt der Essays, die in Friedmanns jüngstem Buch «Heimkehr ins Exil. Jüdische Existenz in der Begegnung mit dem Christentum» (München. Beck, 2001) vereinigt sind.

*HANS MAIER, 1931 in Freiburg geboren, war Professor für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie an der Universität München und ist Mitherausgeber dieser Zeitschrift.*

Jude-Sein, so erinnert sich Friedmann, das brachte in der Kindheit und Jugend keine Probleme mit sich. «In meiner Geburtsstadt Augsburg besaß jede der drei großen Religionsgemeinschaften über die eigenen Formen des Gottesdienstes hinaus auch ein eigenes gesellschaftliches Leben. Dies bedeutete jedoch kein Sich-Verschließen vor dem Anderen, sondern einen gewissen Respekt, der besonders bei feierlichen Anlässen klar zum Ausdruck kam. So erschienen Rektor und Konrektor des humanistischen Gymnasiums St. Stephan regelmäßig zu den hohen Feiertagen in der Augsburger Synagoge und nahmen dort ihre Ehrenplätze ein. Ich denke auch an meine Großmutter väterlicherseits, die Jahr für Jahr in der Silvesternacht beim Einläuten des neuen Jahres ans Fenster ihrer Wohnung am damaligen Annaplatz trat und ihr Glas erhob. Ihr Gegenüber waren zwei ältere evangelische Damen, die diese gutnachbarliche Geste im gleichen Sinne erwiderten» (F.G. Friedmann, *Auswanderung und Rückkehr*, in: *Die deutsche Universität im Dritten Reich*, München 1966, 215–240 [218]). Manche Verbindung überdauert die Zeit, so die mit der Köchin Marie, die den kleinen Buben «Herr Fritz» nennt; so nennt sie noch den Professor in München, bei dem sie im hohen Alter zu Gast ist. Beim Zusammensitzen im Wirtshaus nach ihrem Begräbnis lockt dieser Name – Herr Fritz – bei den Anwesenden viele Erinnerungen und neugierige Fragen hervor: einen Augenblick lang herrscht wieder jene Unbefangenheit, wie sie in den frühen Augsburger Jahren da war, lange Zeit, ehe der Nationalsozialismus, die Vernichtung von Eltern und Verwandten, die Emigration, Krieg und Zerstörung die Vergangenheit unter sich begruben.

Dann St. Stephan. Friedrich G. Friedmann hat diese Schule in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg besucht, als einziger Jude unter 500 Katholiken. Die Eltern hatten die Entscheidung getroffen. Sie erwies sich als überaus glücklich. Die Benediktiner und «Herr Fritz», das war fast eine Wahlverwandschaft. Beeindruckt hat Friedmann vor allem die selbstverständliche Achtung der Benediktiner für andere Menschen. «Nicht ein einziges Mal in neun Jahren machten sie den Versuch, mich zu bekehren; ja, wenn ich mich damals noch wenig für jüdische Dinge interessierte, so war es gerade die natürliche Verehrung so mancher meiner Lehrer für die Traditionen des Alten Testaments und des geschichtlichen Judentums, die mich zum Bewusstsein des Eigenen riefen»... «Dass mich gleichzeitig manches in der katholischen Kirche stark anzog – der Reichtum an Symbolen, die vermittelnde Funktion der Sakramente, die einfache Frömmigkeit – stand auf einer anderen Seite. Die Benediktiner blieben für mich immer die Juden in der Kirche, wie ich mich umgekehrt gern als jüdischen Benediktiner betrachtete. So erschien es mir kaum verwunderlich, dass die Mönche von St. Stephan im Dritten Reich aus ihrem Kloster vertrieben wurden» (aaO 119).

Die Vereinigten Staaten wurden für den 1933 aus Deutschland, 1939 aus Italien vertriebenen Friedmann Rettung und Zufluchtsort über Jahre hin – bis 1960. Er hat sie, gemeinsam mit seiner Frau Elisabeth und den Kindern, als ein Land der Offenheit und Generosität erlebt, ungeachtet mancher Schwierigkeiten im Alltag und ungeachtet der dramatischen Beendigung seiner Universitätslaufbahn in Arkansas im Jahr 1959. Damals stellte sich Friedmann mutig auf die Seite derer, die für die Gleichstellung der schwarzen mit der weißen Bevölkerung eintraten, und verlor dadurch seine Lebenszeitposition als Philosophie-Ordinarius. Die Vor-

gänge in Little Rock waren ein wichtiges Vorspiel zur amerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den sechziger Jahren. Sie zeigten eindrücklich, wie der «amerikanische Traum» der Freiheit und Gleichheit immer wieder gegen Widerstände erkämpft werden musste; sie zeigten aber auch, dass die Verfassung Chancen bot, die Achtung der Rechte anderer gegenüber mächtigen Eigeninteressen durchzusetzen.

Endlich die süditalienischen Bauern. Mit der Erforschung ihrer Lebensbedingungen hat sich Friedmann als Kulturwissenschaftler einen Namen gemacht. Was zog ihn nach Süditalien? Nach seinen eigenen Worten die Existenz von Kulturen, deren Sicherheit «vor allem in der Anpassung der alltäglichen Dinge an den kosmischen Rhythmus lag, wobei jeder Aspekt dieses Lebens mit allen anderen in Verbindung stand. Es entstand das Bild einer Gesellschaft, das die Einheit und Gesetzmäßigkeit des Kosmos widerspiegelte und das der Zeitlosigkeit von Werten und Werken, wie wir sie in unseren eigenen Kulturen zu besitzen glauben, jene Unterseite der Zeitlosigkeit, die Wiederkehr menschlicher Situationen und entsprechender Reaktionen gegenüberzusetzen schien. Dies bedeutete für den Beobachter, dass praktisch in jedem Mitglied dieser Gesellschaften eine in ihrer Selbstverständlichkeit und im Kontrast mit dem Elend der Lebensbedingungen ergreifende Würde zutage trat. Und es bedeutete weit mehr. Die Würde dieser Menschen erschien als unwiderleglicher Beweis gegen jede deterministische oder mechanistische Interpretation menschlicher Kulturen, denn es war ja gerade die Art des Akzeptierens kosmischer Gesetzmäßigkeit, die den Gegebenheiten des Lebens einen moralischen Sinn abzurufen vermochte. Auf sozialem Gebiet bedeutet dies gleichzeitig ein äußerstes Feingefühl für hierarchische Strukturen und einen unbeeinflussbaren Sinn für die Gleichwertigkeit alles Menschlichen» (aaO 222).

Augsburg, St. Stephan, Italien, Amerika – das jüdische und das christliche Thema tauchen hier noch kaum auf; es sei denn in der Widerspiegelung der Stephaner Schulerfahrungen. Aber natürlich ist es unterirdisch gegenwärtig, wie im ganzen Leben Friedmanns, im Schicksal der Vertreibung, der Verbannung aus dem vertrauten Augsburger Lebenskreis, der mühsamen und gefährlichen Wanderschaft von Deutschland nach Italien, Großbritannien, den USA; im Zurückkommen nach Deutschland 1960, das doch nicht einfach eine Rückkehr ins Vorige, ins frühere Leben ist, weil der Zurückgekehrte überall den Schrecken der Vergangenheit begegnet, weil er Menschen sieht, die er aus früheren Jahren kennt, und die Frage nicht unterdrücken kann: Was taten sie in der Zeit des NS-Staats, halfen sie den Unterdrückten, beteiligten sie sich an der Unterdrückung – schauten sie weg?

Friedmann flüchtete als Student; er kehrte als Professor zurück. Das Deutschland, aus dem er floh, war eine von den Nationalsozialisten beherrschte Tyrannei; das Deutschland, das er wiederfand, bemühte sich um demokratische Strukturen, freiheitliche Lebensweisen. «Als meine Frau und ich 1960 nach Deutschland zurückkehrten, waren uns die Unmenschlichkeiten des «Dritten Reiches» als Fakten mehr oder minder bekannt. Als akademischer Lehrer hatte ich die Aufgabe, jungen Menschen die amerikanische Kultur, ihre Probleme und Eigenarten nahezubringen und sie selbst in gewissem Maße vorzuleben. Ich tat dies mit großem Enthusiasmus – vielleicht nicht zuletzt, weil Amerika mir Zuflucht ge-

währt hatte und weil viele seiner Grundgedanken und Ziele meinen eigenen Anlagen und Vorstellungen entsprachen» (Tagebucheintrag vom 4.4.1998). Die Intensität der Arbeit dämpfte die Erinnerung – man schaute in die Zukunft, auf bessere Zeiten hoffend, nicht in die Vergangenheit. Erst mit der Emeritierung und mit wachsendem Alter traten die alten Fragen wieder in den Vordergrund: im biographischen Rückblick, im brieflichen und mündlichen Umgang mit den Zeitgenossen, endlich im prüfenden Selbstgespräch. Und sie spitzten sich zu: was war nun dieses Leben, dieses Hin und Zurück – eine Verkettung zufälliger Stationen und Positionen oder etwas, in dem eine innere Logik waltete? Eine Rückkehr in die Heimat aus dem Exil – oder im Gegenteil eine Rückkehr aus verschiedenen Heimaten ins Exil, in die andauernde, unüberwindbare Zerstreuung?

Friedmann war immer ein Meister des Gesprächs (wobei ich weiß, dass er das Wort Gespräch nicht sonderlich mag, wie alles, was einen «hohen Ton» anschlägt; er weicht dann lieber in ein leichtklingendes selbstironisches *Parlando* aus!). Dass sein Lebenswerk nicht nur aus Büchern und Aufsätzen besteht, sondern vor allem aus Briefen – das ist der handgreifliche Beweis für diese These. Rund 15.000 Briefe, die er schrieb und die er erhielt, liegen im Bayerischen Hauptstaatsarchiv (65 % englisch, 25 % deutsch, 10 % italienisch) – und das sind nur die, die aus der Zeit zwischen 1947 und 1988 stammen! Die Adressaten sind in den verschiedensten Bereichen daheim, die Schreiber gleichfalls: in Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur, Politik, Religion; es gibt darunter höchst prominente und wiederum auch ganz einfache Leute. Auch hier tritt die «Gleichwertigkeit alles Menschlichen» hervor. Dazu kommen die Selbstgespräche in biographischen Skizzen (teilweise veröffentlicht) und in Tagebüchern (bisher nicht veröffentlicht). Wer den alten Mann in den letzten Jahren besuchte, erfuhr von ihm auch mündlich vieles Neue und Überraschende: der Mund ist gebrechlich geworden, das Auge fast blind – aber in jeder Unterhaltung spürt man die alte Anteilnahme, die Präsenz von Geist und Herz, die manchmal scheue, manchmal insistierende Aufmerksamkeit.

Ein Leben im Gespräch. Was ist das Thema? Nun, es gibt viele Themen im Leben des Wissenschaftlers, des Zeitgenossen Friedrich Georg Friedmann. Aber immer deutlicher zeichnet sich in den Altersjahren ein Thema ab und rückt ins Zentrum: die jüdische Existenz in der heutigen Welt und ihr Verhältnis zum Christentum. Das vorliegende Buch führt in dieses Thema ein, macht den Leser zum Zeugen einer langen, bis heute un abgeschlossenen Auseinandersetzung: von der frühen Kindheit über die italienischen und amerikanischen Jahre bis zur Gegenwart. Ein Weg wird durchschritten vom alten unbefangenen Gegenüber von Juden und Christen in Augsburg (die Kunde davon klingt heute wie eine ferne Sage!) über die Jahre der Flucht und Vertreibung, des Todes der Eltern, der Shoah – bis hin zu den Anfängen vorsichtig tastender neuer Gesprächsversuche, ausgelöst vor allem durch die Neubestimmung der Haltung der katholischen Kirche zum Judentum in der Konzilserklärung «*Nostra aetate*» im Zweiten Vatikanum. Wichtige Namen tauchen auf als Gesprächspartner und literarische Referenzen: Karl Rahner, die Benediktinerin Adelgundis Jaegerschmidt und immer wieder Franz Rosenzweig und sein «erzählendes Denken». Es ist zugleich ein Weg von dem in der Assimilation fast unsichtbar gewordenen Judentum der Jugendjahre zu einer körperhafteren Gestalt des Jüdischen, zur Rückbesinnung auf religiöse

Traditionen, die den Lebensformen der Moderne – im Sinn des Rosenzweigischen «Jüdischen Lehrhauses» – als Widerpart, Ergänzung, Hilfe zur Selbstkorrektur entgegengehalten werden. Friedmanns Weg mündet nicht in die Jüdische Gemeinde ein – er bleibt als «Jude unter Juden» in einer Distanz von allem Institutionellen, er verleugnet nicht die individuellen Prägungen, die humanistischen Züge seiner Jugend. Freilich ist die eigene Existenz mehr und mehr bestimmt von Elementen eines sehr spezifischen jüdischen Selbstverständnisses. Der Weg mündet auch nicht ins Christentum: Juden und Christen stehen in der von Karl Rahner vermittelten, von Friedmann akzeptierten Sicht in einem gleichursprünglichen Gerufensein vor Gott – ohne die Möglichkeit wechselseitiger Stellvertretung. Von daher erklärt sich der scharfe Einspruch Friedmanns gegen die Seligsprechung Edith Steins durch die katholische Kirche. Eine jüdische Heilige – kann es so etwas geben? Man muss, um Friedmanns Kritik zu verstehen, die korrespondierenden Gegenpositionen in seinem Werk zur Kenntnis nehmen: die Ablehnung der jüdischen Neo-Orthodoxie auf der einen Seite, auf der andern die kritische Relativierung des Staates Israel, den er zwar als Heimat der Verfolgten anerkennt, jedoch als einen quasi-eschatologischen Fluchtpunkt der jüdischen Geschichte – wie ihn manche sehen – nicht gelten lässt.

Das Gespräch zwischen Juden und Christen ist ein unabgeschlossenes, ein vielleicht unabschließbares Gespräch. Auch in Friedmanns Buch stehen keine fertigen Sätze, keine endgültigen Feststellungen, die man wie Artikel eines Religionsfriedens schwarz auf weiß nach Hause tragen könnte. *Ein* Umstand freilich erleichtert heute das schwierige Gespräch: Christen wie Juden sind in der Gegenwart gemeinsam in einer Minderheits- und Diasporasituation, was wechselseitige Vereinnahmungen schwerer macht und Platz schafft für gegenseitigen Respekt. In der profanen Welt von heute ist der Christ ebenso ein Exilant wie der Jude. Das ist übrigens keine gänzlich neue Einsicht: schon im alten Marienhymnus des «Salve Regina» ist das Leben ein exilium, sind die Augen auf die Zeit «post hoc exilium» gerichtet. Könnte der Gedanke des Exils, in das man immer wieder heimkehrt und heimkehren muss, ungeachtet aller begrifflichen Neigung, im Irdischen Anker zu werfen, am Ende Christen und Juden zu besserem gemeinsamem Verständnis führen? Man möchte es hoffen und wünschen; es wäre, nach soviel Fremdheit, Hass und Unheil, eine tröstliche Perspektive für die Zukunft.